Erste Vorlesung.

Es sind vorzüglich drei Gegenstände, welche den Geist gebildeter Menschen an sich ziehen, und die freie Muße beschäftigen, welche bürgerliche Thätigkeit und gesellschaftliche Verhältnisse ihnen übrig lassen; die Philosophie des Lebens, der Genuß der schönen Künste und das Studium der Geschichte.

Alle drei sind geeignet, den innern Menschen auf vielfache Weise zu erheben und zu bereichern. Sie sind in dieser Hinsicht gleich unentbehrlich. Vorzüglich indessen ist es das Studium der Geschichte, welches allen diesen Bestrebungen nach höherer Geistesausbildung einen festen Mittelpunkt und Halt, die gemeinschaftliche Beziehung auf den Menschen, seine Schicksale und seine Kräfte, giebt. Ohne die Kenntniß der großen Vergangenheit wird die Philosophie des Lebens, so sehr sie auch durch Witz bezaubern, durch Beredsamkeit hinreißen mag, uns nicht von dem Boden der Gegenwart, aus dem engen Kreise unsrer Gewohnheiten und nächsten Umgebungen loszureißen im Stande sein.

Selbst die höhere Philosophie, dieser kühnste und auch insofern schon achtungswerthe Aufflug des menschlichen Denkens, darf den steten Rückblick auf die Entwicklungsgeschichte des Menschen und seiner geistigen Kräfte nicht ungestraft verabsäumen, indem sie sich sonst unfehlbar in Unverständlichkeiten verwickelt

und verliert. Die Geschichte dagegen, wenn sie nicht bloß bei der Herzählung von Nahmen, Jahrszahlen und äußern Thatsachen stehen bleibt, wenn sie den Geist großer Zeiten, großer Menschen und Ereignisse zu erfassen und darzustellen weiß, ist selbst eine wahrhafte Philosophie, allen verständlich und sicher, für mannigfaltige Anwendung die lehrreichste. Der Werth der schönen Künste für höhere Geistesbildung ist anerkannt. Ohne den Ernst aber, welchen sie nur durch die Beziehung auf den Menschen, auf seine Schicksale und seine Geschichte erhalten, müssen sie immer in Gefahr bleiben, ein inhaltsleeres Spiel und eine bloße Schwelgerei der Einbildungskraft zu werden. Der Sinn der vortrefflichsten und höchsten Hervorbringungen der bildenden Kunst und der Poesie wird uns erst dann recht deutlich, wenn wir uns in den Geist der Zeiten zu versetzen wissen, aus denen sie hervorgingen, oder welche sie darstellen.

Wenn die Philosophie den Verstand, die schönen Künste Gefühl und Einbildungskraft zunächst beschäftigen so nimmt die Geschichte dagegen die Theilnahme des ganzen Menschen und alle seine Seelenkräfte gleich sehr in Anspruch, soll es wenigstens, wenn sie ihrer hohen Bestimmung entsprechen will.

Auf diese Weise ist die Geschichte schon an und für sich in diesem schönen Kreise, welcher die höhere Ausbildung des Menschen umfaßt, wo nicht das glänzendste, doch das unentbehrlichste Mitglied, welches die übrigen erst recht innig verbindet. Noch eine ganz besondre Anforderung für das Studium der Geschichte aber liegt in den außerordentlichen und überraschenden Begebenheiten der Gegenwart. Der Gedanke an die große Vergangenheit, die Kenntniß derselben allein kann uns einen ruhigen festen Ueberblick der Gegenwart, einen Maßstab ihrer Größe oder Kleinheit und ein richtiges Urtheil über sie gewähren.

So ist das Einfachste meistens auch wieder das Höchste. Die Geschichte macht den scheinbar leichten und ersten Anfang alles Unterrichts, und dennoch je gebildeter ein menschlicher Geist ist, je vielfachere Veranlassungen wird er finden, sie anzuwenden und zu benutzen, je mehr wird er ihren Reichthum einsehen und ihren

tiefen Sinn ahnen. Ist ja doch kein Denker so durchdringend, daß er den Gang der Geschichte im voraus genau errathen, kein Gelehrter so vielwissend daß er glauben könnte, er habe sie erschöpft, sei in ihr zu Ende gekommen, und auch kein Herrscher so mächtig, daß er ihre stille Belehrungen ungestraft gering schätzen dürfte.

Es ist ein großer Vorzug unsers Zeitalters, das Studium der Geschichte von neuem belebt, und mit großem Eifer angebaut zu haben. Die Engländer haben das Verdienst, in diesem schönen Bestreben die Ersten gewesen zu sein. Die Deutschen sind ihnen mit Ruhm nachgefolgt. Leicht würde es sein, einen oder den andern von unsern großen Historikern zu nennen, der wenigstens was die glückliche Vereinigung von Geist und Gelehrsamkeit, und den Reichthum an Gedanken betrifft, es den berühmten Engländern zuvor thun möchte; dagegen ist der Vorzug einer gleichmäßigen Ausarbeitung und Vollendung, bei den Engländischen Geschichtschreibern ungleich weniger selten, als bei den Deutschen. Doch über den Werth unsrer vaterländischen und der fremden Geschichtschreiber mag das Urtheil sehr abweichen, je nachdem die Vorliebe für die einen oder die andern entscheidet, oder die Begriffe von der Kunst der Darstellung verschieden sind. Desto unbezweifelter ist der außerordentliche Reichthum an gründlich belehrenden und zum Theil ganz neuen Geschichtsforschungen, die wir in deutscher Sprache besitzen. Was nur die letzten zwei oder drei Jahrzehende in dieser Art gethan und geliefert haben, dessen ist so viel, daß die historische Kenntniß in diesem kurzen Zeitraum vielleicht eben so sehr erweitert worden, als sonst in eben so vielen Jahrhunderten.

Ungeachtet dieser Bereicherung ist die Geschichte aber von einer andern Seite noch mangelhaft genug, die historische Wahrheit hier und da noch durch manche unhistorische Wolken verhüllt.

Daß die Geschichte partheiisch geschrieben werde, ist eine allgemeine Klage. Im gemeinen und buchstäblichen Sinne sollte diese Klage gar nicht Statt finden können, sobald man sich zu dem

großen Standpunkte der Geschichte erhoben hat. Wenn ein Geschichtschreiber in seiner Darstellung bloß den Vortheil eines besondern Staats, irgend einen Staatszweck, und nicht die allgemeine Entwicklung der menschlichen Schicksale und des menschlichen Wesens im Auge hat, so ist er vielleicht ein geschickter Sachwalter, ein guter Redner, ein ausgezeichneter politischer Schriftsteller, aber auf keinen Fall ein historischer. Wenn uns aber ein wahrhafter Geschichtschreiber die Thatsachen, so wie es gefordert wird und sich von selbst versteht, als Thatsachen unverfälscht und mit strengster Gewissenhaftigkeit zeigt; für seine Ansichten und Urtheile, ohne welche keine Geschichte, wenigstens keine darstellende zu schreiben möglich ist, uns selbst die Grundsätze des Rechts und des Glaubens offenherzig darlegt, aus denen jene Ansichten und Urtheile herfließen, so können wir uns billigerweise nicht beklagen, da er uns selbst die Mittel an die Hand giebt, auf eine leichte Weise inne zu werden, in wiefern wir mit ihm übereinstimmen oder nicht. Der Partheilichkeit sollte man ihn nicht beschuldigen, wenn wir auch andrer Meinung sind als er, oder wenigstens hat dieß denn keinen ganz verwerflichen Sinn mehr. Ueberhaupt dürfte es in der Geschichte, wie im Leben, oft ein größeres Lob sein, die rechte Partei erwählt und ergriffen zu haben, als ohne alle Partei, immer neutral und gleichgültig zu verbleiben. — Das Beispiel eines großen römischen Schriftstellers wird am besten deutlich machen können, was hier gemeint sei. Tacitus eröffnet seine beiden unsterblichen Werke in verschiedener Wendung, mit der gleichen Versicherung, daß sie ohne Haß und ohne Liebe geschrieben seien. Er hatte dabei vielleicht nur seine persönliche Verhältnisse unter diesem oder jenem Kaiser im Sinne, was seinen Zeitgenossen etwa am nächsten gegenwärtig sein mochte. Wollte man seinen Ausdruck aber nach der Strenge nehmen, so müßte man ihm Unrecht geben. Denn gerade der aus seinen Werken überall hervorleuchtende edle sittliche Haß, und die höhere darin sichtbare Liebe; der Haß nähmlich gegen ungerechte Willkühr und erschlaffende Laster, und die entschiedene aufmerksame Vorliebe für alles Hohe, der bessern Zeit Würdige; diese sind es, die seine Werke unsterblich gemacht, und ih-

nen für alle Zeiten einen unvergänglichen Werth gegeben haben. Nicht unpartheiisch ist Tacitus, was jeder ohne Geist und ohne Liebe leicht sein kann, sondern im höchsten Grade partheiisch, aber für die rechte Parthei, und auf die rechte würdige Art und Weise.

Wodurch die Geschichte weit mehr verfälscht ist, als durch diese so sehr gefürchtete Partheilichkeit der Darsteller, das ist, wenn es noch so genannt werden kann, wenigstens eine ganz andre Art der Partheilichkeit, eigentlich aber ein Mangel an Empfänglichkeit, eine Beschränkung des Sinns. Es ist dem Menschen außerordentlich schwer, sich dem Kreise seiner Gewohnheiten zu entreißen. Diese nun, die ganze Gegenwart, unser Zeitalter mit allen seinen unsichtbaren Umgebungen, bilden eine Art von geistiger Atmosphäre um uns, welche uns die Gestalten der Vergangenheit wie in einen Nebel verhüllen muß. Daher so viel irrige, oder vielmehr nur schwache, nicht treffende, geistlose Ansichten und Urtheile über entfernte große Zeiten, über Menschen und Thaten, welche den gewöhnlichen Maßstab überschreiten.

Störende Ansichten dieser Art aus dem Wege zu räumen, die Vergangenheit, ihre Helden und ihre Thaten in der wahren Gestalt und in ganzer Kraft vor Augen zu stellen, das wird mein vornehmstes Bestreben sein.

Um ein deutliches Gemählde der letzten so reichhaltigen und merkwürdigen Jahrhunderte zu entwerfen, ist es nothwendig, in das Mittelalter, und die ältere deutsche Geschichte zurückzugehen. Die Völkerwanderung ist die Scheidewand zwischen der alten und der neuen Welt. Die Einrichtungen, Gesetze und Sitten derselben, bis auf unsre Zeit, haben ihren ersten Grund in der ältesten Verfassung der Deutschen, und man muß sich vor Augen stellen, was Europa vor und nach den Kreuzzügen war, um zu beurtheilen, was die Entdeckung der beiden Indien auf diese große Masse von Kräften wirken konnte, und was sie in der That gewirkt hat. Ein kurzes Gemählde der alten Germanen, eine gedrängte Darstellung des Mittelalters, wird daher unsere Betrachtungen über die neuere Geschichte eröffnen.

Den Anfang machen wir mit der Völkerwanderung, einer Begebenheit, eben so erstaunenswerth an sich, als unermeßlich in ihren Folgen. Erstaunenswerth, denn niemahls war vielleicht ein so ganz trost- und hoffnungsloser Zustand, eine so allgemeine Erschlaffung und Erniedrigung, eine solche Unterjochung alles Bessern, über die ganze gebildete Menschheit verbreitet, als in der letzten Zeit des sinkenden römischen Reichs. Und dennoch erschien auf eine unerwartete Weise Rettung. Von neuer Lebenskraft ward die Welt befruchtet, und Länder, die schon früher gebildet waren, blühten von neuem auf, wenn nicht gebildeter, so doch freier, glücklicher, edler als selbst in den bessern Zeiten des Alterthums; andre Länder und Völker, die von der Natur weniger begünstigt, bisher in freier Armuth und Einfalt bestanden hatten, wetteiferten bald an blühendem Wohlstand und Bearbeitung aller Künste, mit dem glücklichern Süden. Unermeßlich sind die Folgen der Völkerwanderung, denn die ganze neue Geschichte, alles was sich seit anderthalb Jahrtausenden durch den edlen Wettstreit so vieler und großer Nationen und Kräfte entwickelt hat, ist einzig nur dadurch wirklich geworden. Hätte die Völkerwanderung nicht Statt gefunden, wäre es den deutschen Völkern nicht gelungen, das römische Joch aufzulösen, wäre vielmehr auch der noch übrige Norden von Europa Rom einverleibt, auch hier die Freiheit und Eigenthümlichkeit der Nationen vertilgt, und alles mit der gleichen Einförmigkeit in Provinzen verwandelt worden, so würde jener herrliche Wettkampf, jene reiche Entwicklung des menschlichen Geistes bei den neuern Nationen gar nicht Statt gefunden haben. Und doch ist es eben dieser Reichthum, diese Mannigfaltigkeit, was Europa zu dem macht, was es ist, was ihm den Vorzug giebt, der vorzüglichste Sitz des Lebens und der Bildung der Menschheit zu sein. Ein solches freies und reiches Europa würde es dann gar nicht geben, sondern statt dessen nur Ein Rom, worin alles verschmolzen und aufgelöst wäre, und statt der reichen europäischen Geschichte, würden die Annalen des Einen Römerreichs uns ein Gegenstück liefern zu der traurigen Einförmigkeit der chinesischen Jahrbücher. Wer würde einer solchen chinesischen Bildung, auf allgemeine Ernie-

drigung gegründet, nicht den Zustand der Einfalt und der freien Natur vorziehen?

Die Völkerwanderung ist nichts anders, als die Geschichte der Kriege zwischen den freien germanischen Völkern und den römischen Weltherrschern, welche sich mit der Auflösung des römischen Reichs und der Gründung und ersten Bildung der neuen Staaten und Nationen endigten. — Ein Rückblick, wie die Weltherrschaft an die Römer gekommen, und wie diese römische Weltherrschaft schon früher den Keim des eignen Unterganges in sich getragen; das merkwürdigste vom Stamm und Geist, von den Sitten und der Verfassung der Germanen; eine kurze Uebersicht endlich der Kriege zwischen den Deutschen und Römern, ehe und nachdem Herrmann durch unerschütterliche Standhaftigkeit und Aufopferung die deutsche Unabhängigkeit behauptete; das sind die wesentlichsten Stücke, welche zur deutlichen Betrachtung dieser großen Weltbegebenheit erfordert werden.

Lassen sie uns den Blick zuerst auf den ältesten Zustand des gesammten Europa werfen. Es ist ein merkwürdiges und anziehendes Schauspiel, den von der Natur so reich begabten, mit so herrlichen Kräften ausgestatteten Menschen, in einer von dem uns gewohnten Zustande so ganz verschiednen Gestalt zu beobachten. Ehe die Begierde nach der Weltherrschaft sich von Asien aus auf die Griechen fortgepflanzt, und dann die Römer ergriffen hatte, war der Zustand von Europa im Ganzen ohngefähr überall derselbe. Die Anfänge der Cultur waren schon bekannt, der Ackerbau verbreitet, einige Länder verhältnißmäßig stark bevölkert. Städte gab es in Menge; aber auch fast eben so viele einzelne kleine Staaten, als bedeutende Städte. Ueberhaupt war alles einzeln und ohne Zusammenhang; Europa war vorzüglich von drei bis vier großen Nationen bewohnt und bevölkert, aber keine dieser Nationen war unter sich eins und zu einem Ganzen verbunden. Jede derselben zerfiel in unzählige kleine Völkerschaften und Stämme, die eben so viele besondere Staaten bildeten. Jede dieser Völkerschaften hatte von den entfernteren nur geringe Kunde, mit den benachbarten war oft Krieg. Weil aber der Krieg nur

mit so vereinzelten Kräften, nicht mit großen Massen, wie bei steigender Cultur zwischen mächtigen Staaten geführt ward, so war er nicht so zerstörend als bei diesen, diente mehr nur zur Entwicklung und Uebung des Muthes und aller kriegerischen und männlichen Eigenschaften.

Bei mancher wichtigen Verschiedenheit im Einzelnen beruhte der Glaube und Gottesdienst dieser Völker im Ganzen auf einer gemeinschaftlichen Grundlage. Es war dieser Glaube eine Verehrung der Natur, ihrer herrlichsten äußern Erscheinungen, und ihrer verborgenen Urkräfte und Geheimnisse. Die Sonne und die Gestirne, das Feuer und das Meer, die Elemente, die Mutter Erde selbst, die schauerlichen Höhen, heiligen Wälder und Quellen waren die Gegenstände dieses Naturdienstes, vermischt mit Ueberlieferungen und Dichtungen von alten Helden und dem früheren Zustande der Erde und der Menschen. Viele, ja die meisten der jetzt zur Gewohnheit gewordenen Bequemlichkeiten und Künste des Lebens waren den Menschen, besonders im Norden, noch unbekannt; dagegen erfüllte jenes tiefe und starke Naturgefühl ihre Brust mit einer Lebenskraft und Lebensfreude, deren Quelle in den Verhältnissen einer künstlichern Geselligkeit nur zu oft versiegt. So dürftig uns überhaupt jener Zustand der alten Völker scheinen mag, sie besaßen fast allgemein ein großes Gut, das wir unsern andern Vorzügen meistens zum Opfer bringen müssen — die Freiheit. Es ward dieselbe durch jene Vereinzelung und Zersplitterung in lauter kleine Staaten und Völkerschaften begünstigt und erhalten. Diese ursprüngliche Freiheit ist im Gegensatze von Asien, als der unterscheidende Charakter Europa's, zu betrachten. In Asien finden wir gleich anfangs große Massen von Staaten, Nationen und Weltherrschaft, in Europa war ursprünglich alles vereinzelt, eben darum auch in stetem gegenseitigen Wettkampf, und jedes sich in eigenthümlicher Freiheit entwickelnd. — Asien, könnte man sagen, ist das Land der Einheit, wo alles in größern Massen und den einfachsten Verhältnissen sich entfaltet; Europa ist das Land der Freiheit, d. h. der Bildung durch den Wettstreit vereinzelter und mannichfach eigenthümlicher Kräfte. Diese Man-

nichfaltigkeit ist durch alle Zeiten Charakter der europäischen Bildung geworden; denn auch nachdem größere Staaten und Nationen entstanden waren, ist das Wesentliche jener ursprünglichen Anlage geblieben. Oft hat die zu große Vereinzelung die schädliche Folge gehabt, daß zwar die Freiheit dadurch begünstigt ward, die National-Einheit aber ungeachtet des Strebens darnach nicht zur Reife gedeihen konnte. So war es bei den Griechen, und größtentheils auch bei den Deutschen, der Fall. Die Natur selbst hatte Europa zu dieser Vereinzelung günstig eingerichtet, durch die vielen kleinen und größern Trennungen seiner von Bergen und Meeren vielfach getheilten Länder. Aber auch der Umstand mochte der Freiheit vortheilhaft sein, daß Europa von Asien aus bevölkert worden, daß alle alte europäische Nationen früher oder später eingewanderte Asiaten waren. Colonien und Völkerwanderungen sind immer zur Freiheit geneigt, die Bande der Gewohnheit bleiben in dem verlassenen Mutterlande zurück, und der ursprüngliche Zustand stellt sich wieder ein. Dieß hat in den ältesten Zeiten eben so gut gegolten, wie es sich noch in den neuesten bewährt.

Was wir über den Zustand von ganz Europa überhaupt bemerkt haben, gilt ganz insbesondere von der griechischen Nation. Sie war in der früheren Zeit in unzählige kleine Staaten und Völkerschaften zertheilt, die nur durch die gemeinschaftliche Abstammung, Sprache und Mythologie zusammenhingen. Erst durch den Angriff der Perser bildeten sich große Staaten in Griechenland, nahm der Ehrgeiz einen kühnern Schwung. Denn als es dem Muthe der Griechen durch die äußerste Anstrengung aller Kräfte gelang, ihre Unabhängigkeit gegen die Uebermacht zu behaupten, hatte man das Bedürfniß der Einheit gefühlt, die kleinern Staaten hatten sich an zwei der bedeutendsten angeschlossen. Aber eben darin, daß es zwei waren, lag schon der Keim der Eifersucht und der innern Zwietracht. Auch wurden Sparta und Athen bald der Mittelpunkt zweier durch ganz Griechenland verbreiteten Partheien, von durchaus entgegengesetzten Grundsätzen. Sparta, als Landmacht, war der Natur einer solchen gemäß, dem

Adel günstiger und wurde das Haupt der aristokratischen Parthei; Athen, ein Handelsstaat, und eben darum dem Bürgerstande und städtischer Freiheit geneigter, der Mittelpunkt aller demokratisch Gesinnten. Wie in diesem großen Kampfe zwischen Athen und Sparta, zwischen den aristokratisch und demokratisch Gesinnten die Kraft der griechischen Nation sich selbst zerstörte, das ist in der Darstellung der großen alten Geschichtschreiber noch jetzt eines der lehrreichsten historischen Gemählde. Die griechische Nation als Nation war mit dieser gegenseitigen Zerstörung der beiden mächtigsten und ausgezeichnetsten Völker, völlig erstorben. Nur hier und da zeigte sich ein Funke unter der Asche, und noch einmahl loderte die griechische Kraft in Alexander zu einer hellen Flamme auf, die aber auch bald wieder erlosch. Kann man von irgend einem Eroberer der Vorzeit behaupten, daß er nicht bloß zerstören, sondern auch bauen und Neues stiften konnte und wollte, daß er eigne, kühne und große Gedanken hatte, so war es Alexander. Eben für diese seine Ideen war er leidenschaftlich begeistert, nicht bloß kalt berechnend wie Cäsar. Man könnte fragen, ob es nicht größer gewesen wäre und von dauerndern Folgen für die Welt, wenn Alexander, wie sein Lehrer Aristoteles es wünschte, und diesen Wunsch mehrmahls verräth, statt der orientalischen Eroberungen sich auf Europa beschränkt, wenn er die Griechen ganz bezwungen und dadurch zu einer Nation, zu einer auf gesetzliche Freiheit gegründeten Monarchie vereinigt hätte? Ein herrliches Schauspiel würden die Griechen auf diese Weise, in ihrer blühenden Zeit zu einem großen Ganzen, zu einer Nation — was sie nie wurden — vereint, der Welt und der Geschichte gegeben haben. Aber schwerlich wäre es damahls noch möglich gewesen. Es war alles zu getrennt, schon durchaus verderbt, und die Kraft selbst erloschen; der wahrscheinliche Lohn Alexanders in diesem Falle würde Mißlingen und Undank gewesen sein. Doch dem sei wie ihm wolle, Alexandern führte sein Trieb nach Asien. Die städtische Verfassung und Lebenseinrichtung der Griechen, ihre kleinliche Streitsucht und Ueberverfeinerung mochten seinem großen Geiste zu eng und zu beschränkt dünken. Eine entschiedene Vorliebe für die orienta-

lische Erhabenheit leuchtet aus seinem ganzen Leben hervor, und gereichte ihm bei den beschränkteren Griechen zum Vorwurf. Es mag wohl sein Hauptgedanke gewesen sein, die orientalische Größe und die griechische Bildung verschmelzen und in einer vollständigen Lebensweise und Staatseinrichtung die Vorzüge von Europa und Asien vereinigen zu wollen. Mit seinem Tode aber trennten sich die unvereinbaren Elemente wieder, und das Ganze zerfiel. Unter den mehreren griechisch-macedonischen Reichen, die sich nun in Aegypten, Syrien, Klein-Asien und Griechenland bildeten, entstanden bald Verhältnisse, die mit einigen Epochen der neuern Geschichte eine auffallende Aehnlichkeit haben. Stehende Kriegsheere, Bündnisse, die mit allem Aufwande diplomatischer Kunst, wie ihn nur die neuere Zeit kennt, geschlossen oder geändert wurden, mit einem Worte, ein anerkanntes System des politischen Gleichgewichts. Es hatte dieses damahls denselben Erfolg, den es auch in der Folge jeder Zeit gehabt hat, und immer haben wird. Beständige Kriege, weil die Wage des künstlichen Gleichgewichts doch nie ganz in Ruhe steht, immer auf eine Seite sich neigt, oder doch zu neigen scheint; nach den beständigen Kriegen gegenseitige Erschöpfung und allgemeine Auflösung. Damit nicht Einer zu stark würde, schwächten die griechischen Mächte sich eine die andere so sehr, bis sie alle schwach genug waren, um von einer neuen und unerwarteten Macht leicht besiegt zu werden.

Zu dieser Bestimmung war indessen Rom herangewachsen. In seiner Bevölkerung, seinen Sitten, Gesetzen und Gebräuchen, aus den verschiedenen Nationen, welche das mittlere Italien bewohnten, vermischt, war Rom gleich von Ursprung an zum Kriege nothgedrungen, um in der Mitte mehrerer mächtiger Staaten sich selbst, und was es von jenen geraubt hatte, zu erhalten. Der Grund zu den unaufhörlichen nachfolgenden Kriegen lag in der römischen Verfassung. Unbeschreiblich hart war der Druck, welchen der Adelstand über das Volk ausübte. Auch war das Volk immer unruhig; das Mittel aber, die Gefahr, da der Krieg einmahl zur Gewohnheit geworden war, zu entfernen, jederzeit leicht gefunden. Man durfte nur den Krieg verewigen; Patricier und

Volk, beide liebten ihn; die Patricier gewannen am sichersten dabei, und wenn sie dann und wann auch dem Volke von diesen Vortheilen Einiges mittheilten, so war damit die oft schon nahe drohende Gefahr leicht von neuem entfernt und der Sturm abermahls besänftigt. Als nun Rom bei steigender Erweiterung in seinen Ansprüchen auf Sicilien und Spanien mit Karthago zusammentraf, da entwickelte es auf einmahl die lang gesammelten Kräfte zu einer Größe, welche damahls die ganze Mitwelt in Erstaunen setzte, so wie noch jetzt die Nachwelt. Der Kampf mit Karthago, der Roms Dasein galt, der seine höchste Anstrengung hervorrief und es an den Rand des Untergangs brachte; dieser Kampf war es, der Rom jenen großen Schwung des Geistes, jene Erhabenheit, auch für die folgenden Zeiten, mittheilte, wegen welcher Größe und Erhabenheit von hinreißenden Darstellern geschildert, wir nur zu oft geneigt sind, so vieles in der römischen Geschichte und Einwirkung auf die übrige Welt zu vergessen, was mit dem Auge der Menschheit betrachtet, nicht anders als verwerflich und verderblich erscheinen kann. Jetzt war Roms Kraft unwiderstehlich geworden, leicht ward es den Römern, dem Spiele des Gleichgewichts unter den griechischen Mächten und Königreichen ein Ende zu machen, indem sie sich anfangs mit Würde und scheinbarer Gerechtigkeitsliebe einmischten, bald immer dreister redeten, um zuletzt alle Scheu und Hülle ablegend den unterjochten Völkern ihr schon lange bestimmtes Loos zu verkündigen und zu bestimmen.

Schwerer ward es ihnen, die westlichen und die nördlichen Europäischen Völker nicht so wohl zu besiegen, als zu vertilgen. Die kriegerischen Bewohner Spaniens, und die celtischen Nationen wurden endlich fast ganz unterjocht, ja auch mehrere germanische Völker. Aber der Kern der Nation blieb unüberwunden; von hier aus sollte die Menschheit in kurzer Zeit errettet werden, denn mit schnellen Schritten eilte Rom seinem nothwendigen Untergange entgegen. Nicht mehr der Stand der Patricier, sondern einzelne Uebermächtige, nach der Alleinherrschaft Strebende, waren es in den spätern Zeiten, die den Krieg begünstigten und verwüstete Länder und halb vertilgte Nationen als Mittel der Bereicherung und zu

Werkzeugen ihrer Ehrsucht brauchten. Der Kampf der Partheien näherte sich schon der Alleinherrschaft, dem unvermeidlichen Ende jedes tumultuarischen Freistaats, als der große, ewig denkwürdige Kampf Roms gegen die deutsche Nation begann. So hatte nun die Krankheit der Herrschsucht, das Streben nach der Weltherrschaft sich von Asien aus immer weiter nach Westen verbreitet und fortgepflanzt, und endlich mitten in Europa feste Wurzel gefaßt!

Wir wenden unsern Blick zurück auf den Norden von Europa. Drei große Völkerstämme bewohnten das mittlere und nördliche Europa. Die Celten im obern Italien und auf den Alpen, im ganzen mittlern Frankreich, in einem Theil von Spanien und auf den britischen Inseln. Die Germanen in Deutschland und den skandinavischen Reichen; denn damahls wurden die Sueonen oder Schweden, und die andern Bewohner jener nordischen Reiche mit zu den Germanen gerechnet, waren noch Eins mit ihnen. Erst später hat sich die eigentlich deutsche Sprache und Nation abgesondert, eigen entwickelt, und von den skandinavischen Stammverwandten in Dänemark und Schweden getrennt. Der nordwestliche dritte Theil von Gallien war unter dem Nahmen von Belgien, nicht bloß von celtischen, sondern auch von rein deutschen oder aus beiden Stämmen vermischten Völkerschaften bewohnt. — Die ältesten europäischen Wohnsitze der germanischen Völker waren in dem nördlichen Theile von Deutschland, den Niederlanden, Dänemark, dem südlichen Schweden und Norwegen, rings um die Küste des baltischen und gegen Westen auch an denen des Welt-Meers. Später erst ist das mittlere und südliche Deutschland überhaupt angebaut, und besonders von deutschen Völkern besetzt worden. Dieser Umstand ist wegen seiner Folgen sehr wichtig. Früherhin waren die Alpen von Celten besetzt, vielleicht auch manche Gegend zwischen den Alpen und der Donau; bald mochten sich auch deutsche Stämme dazu gesellen, daher reden römische Schriftsteller von halbgermanischen Völkern auf den Alpen. Aber erst, als eine größere deutsche Nation, die Schwaben und die mit ihnen verwandten Schweizer, aus mehr nordischen Gegenden und von den Ufern des baltischen Meers, in ihre jetzigen Wohnungen einrückten, ward das

Land zwischen dem Main, der Donau und den Alpen, so wie ein Theil von diesen, ganz deutsch. Daß es an der Nieder-Donau, im Norden von Griechenland, bis an die Karpathen, auch celtische Völkerschaften gegeben, vielleicht auch germanische, ist wahrscheinlich. Den Galliern, die von hieraus einst in Griechenland eindrangen und endlich ihre Wohnsitze in Klein-Asien nahmen, waren, wie aus einigen Nahmen und andern Umständen erhellt, deutsche Völker beigemischt.

Die östlichen Nachbarn der Deutschen waren, wie noch jetzt, so schon vor zweitausend Jahren, die weit verbreiteten slawischen Nationen. Die Römer, welche eigentlich nur die westlichen und südlichen Gränzen von Deutschland, das innere Deutschland aber wenig oder gar nicht kannten, sind ungewiß in ihrer Gränzbestimmung zwischen den deutschen und slawischen Völkern. Von einigen dieser östlichen Nationen, sagt der Schriftsteller, der am meisten Kenntniß von Deutschland hatte, er getraue sich nicht zu entscheiden, ob es Germanen oder Sarmaten seien. Vielleicht, daß von der Oder bis an die Weichsel, oder noch weiter östlich bis in das jetzige Liefland und Litthauen, deutsche mit slawischen und andern Völkern beisammenlebten; aber nicht vermischt, sondern so wie in Ungarn und im türkischen Reiche mehrere Nationen von ganz verschiedener Sprache und Abstammung seit Jahrhunderten neben einander sind, ohne sich zu verschmelzen; indem jede bei ihrer eigenthümlichen Sprache und Weise bleibt. Es scheint, daß auch schon damahls vielerlei Verhältnisse und Verbindungen zwischen den deutschen und slawischen Völkern Statt fanden; dieß wird um so wahrscheinlicher, da wir bei den größern Unternehmungen der Deutschen in dem Zeitalter der Gothen, manche nicht deutsche Völker mit ihnen vereint finden, deren einige wahrscheinlich, andere gewiß vom slawischen Stamme waren.

Die Germanen, welche uns hier zunächst angehen, hatten also von den genannten drei großen Nationen, die am meisten nordischen Wohnsitze inne. Es ist, als ob sie sich mit Absicht so weit als nur immer möglich nach Norden hinauf gedrängt hätten. Wenn nun die allgemeine Verbreitung von gezähmten Thier-

arten, welche ursprünglich in Asien einheimisch sind, wenn die Sitten, Gebräuche, die Mythologie, die allgemeine Ueberlieferung, besonders aber die Sprachen der europäischen Nationen unwidersprechlich beweisen, daß sie alle früher oder später aus Asien eingewandert sind, so möchte man die Frage aufwerfen: was konnte denn die deutsche Nation wohl bewegen, die glücklichsten Wohnsitze zu verlassen, und den äußersten rauhen Norden aufzusuchen? Gewiß nicht die Noth allein; denn damahls war die Erde noch nicht so bevölkert, daß gar keine Wahl Statt gefunden hätte, und es ihnen nicht leicht geworden wäre, auch anderswo Wohnsitze zu finden. Vielleicht muß man den Grund dieser sonderbaren Erscheinung in den Meinungen und Sagen des Alterthums suchen. Eine ganz befriedigende Auflösung dieser Frage ist kaum zu erwarten, aber bemerkenswerth ist es wenigstens, daß gerade das südlichste asiatische Volk, die Indier, die herrlichste und vollkommenste Erdgegend, das irdische Paradies, welches wir meistens im Süden suchen, in den äußersten Norden versetzen, welchen sie sich in der Gestalt eines großen Berges, als den Sitz aller Reichthümer denken. Diesen wunderbaren Berg erstiegen und erobert zu haben, das ist eines der höchsten Abenteuer, welche sie ihren Göttern, oder vergötterten Helden, andichten. Einige engländische Gelehrte sind deshalb so weit gegangen, die Benennung Skandinaviens von einem dieser indischen Götterhelden, dem jenes Abenteuer zugeschrieben wird, von dem Skanda, ableiten zu wollen. So gewagt und unzuverlässig dieß scheinen mag, so gewiß ist es, daß man für die ältesten Begebenheiten der Völker den Aufschluß nicht in dem, was wir Politik nennen, auch nicht in den physischen Bedürfnissen allein, die uns gewöhnlich zunächst einfallen, sondern weit eher in der Mythologie zu suchen hat, d. h. in solchen vielleicht unrichtigen und unbestimmten, aber dichterischen Vorstellungen und Sagen, die uns auf den ersten Anblick so fremde sind, auf den Geist der frühern Menschen aber einen wunderbar mächtigen Einfluß ausübten.

So weit von der Lage der deutschen Völker zwischen ihren westlichen und östlichen Nachbarn, wobei wir im Vorbeigehen ei-

nen Blick auf ihre früheste Herkunft und erste Einwanderung zu werfen wagten. Aber auch die Wohnsitze, welche sie in Europa inne hatten, sind wegen ihres großen Einflusses auf den Charakter der Nation, einer aufmerksamen Betrachtung werth. Deutschland hat ungeachtet seiner nördlichen Lage viele und große Vorzüge; es besitzt im vollkommnen Maaße, was die erste Bedingung aller Fruchtbarkeit eines Landes ist; einen Reichthum an großen und kleinen Flüssen, die es von allen Seiten durchschneiden. In dieser ersten und wichtigsten Eigenschaft eines fruchtbaren und schönen Bodens, übertrifft es viele der andern europäischen Länder, oder kommt den besten gleich. Auch die großen Ebenen und Niederungen, die sich gegen das Meer zu erstrecken, an der Küste des Nord-Meers und der Ostsee, sind zum Theil fruchtbar, und nur einzelne Strecken sind durch Meersand wüste und unfruchtbar. Noch war in jener Zeit die Fruchtbarkeit des deutschen Bodens, welche Deutschland in späteren Zeiten zu einem blühenden und verhältnißmäßig sehr volkreichen Lande gemacht hat, bei weitem nicht durch sorgfältigen Anbau entwickelt. Noch durch eine andre Eigenschaft, die auf den Geist und das Gemüth auch schon damahls den größten Einfluß hatte, durch seine hohe Lage und seinen Reichthum an Bergen, zeichnet es sich von den zunächst angränzenden Ländern in Nordosten und Südwesten, dem ungleich niedriger liegenden Pohlen und Frankreich, aus. Die hohen Alpen im Süden, das Riesengebirge gegen Osten, gegen Westen das voghesische Gebirge in Elsaß, dann die trierischen Berge die Mosel aufwärts, diesseits des Rheins die Höhen des Schwarzwaldes, die Berge am Mittel-Rhein und in der Wetterau, die sich auf der einen Seite gegen das Meer zu verlieren, von der andern Seite sich an das Harzgebirge im Norden anschließen, machen das alte Deutschland zu einem von Bergen der verschiedensten Höhe und Art überall umkränzten und durchflochtnen Lande, in welcher Rücksicht es in Europa vorzüglich mit Spanien zu vergleichen ist.

Noch waren die bis auf die Entdeckung von Amerika sehr bedeutenden innern Schätze dieser Berge nicht an's Licht gezogen; desto größer war der Reichthum von begeisternden, starken und

freudigen Lebensgefühlen, der durch diese erhabene Natur des Landes in der Brust der deutschen Völker hervorgerufen und immer frisch erhalten ward. Die Macht, welche die Natur und ihre Gestalt über den Menschen ausübt, ist ungleich größer, als man gewöhnlich denkt, selbst in dem Zustande der künstlichen Bildung, weit mehr aber noch in dem der ersten Einfalt, wo der Mensch selbst der Natur noch näher steht, sie desto tiefer, desto inniger fühlt. — Welchen Eindruck kann wohl eine auch noch so fruchtbare Ebene auf das Gemüth machen? Eben nur den der Fruchtbarkeit; es ist da nichts, was den Geist von dem Gedanken an die Arbeit und den Erwerb des Menschen entfernen, ihn über die Sphäre der gemeinen Bedürfnisse erheben kann; es fragt sich da eigentlich nur, welche Produkte auf der Fläche, und in welcher Fülle, in welchem Grade der Vollkommenheit, sie gedeihen. — Wie ganz anders ist der Eindruck hoher, gebirgichter Gegenden auf das Gemüth! Die Natur steht da gleichsam sichtbar in ihrer Erhabenheit vor uns; gegenüber diesen Felsen, den redenden Denkmahlen ihrer Größe, uralten Trümmern ehemahliger Schöpfungen, wird unser Blick weit und groß; wir werden zurückgeführt in die Jahrtausende vor uns, unser Ich und alles, was klein und beschränkt ist, verschwindet uns. Einen ähnlichen erhabenen Eindruck, wie schöne Berggegenden, machen auch hohe, alte, von Menschenhand noch wenig berührte Wälder, wo tausendjährige Eichen, wie in Deutschland nach der Beschreibung des ältern Plinius, mit gegen einander strebenden, in einander verschlungenen Wurzeln und Aesten, hohe Schwibbögen, Gänge und Gestalten bilden, sonderbar ähnlich den kühnen Gebäuden der Menschenkunst, nur größer, lebendiger und freier, wie zu einem Riesentempel der Natur erhoben.

Es fehlte, wie die erwähnte Stelle des Plinius über die deutschen Wälder beweist, einzelnen Römern nicht an Sinn für die hohen Naturschönheiten des deutschen Landes; im Ganzen aber schildern sie den Norden sehr rauh. So mag er auch noch jetzt in Vergleich mit Italien genannt werden; doch sind die Aeußerungen und Schilderungen der Römer von Deutsch-

land zu unverhältnißmäßig und übertrieben für das wahre Verhältniß, wie es jetzt ist. Man hat daher die Frage aufgeworfen, ob Deutschland nicht ehedem kälter gewesen, ob nicht durch den gebildetern Anbau auch das Klima einigermaßen verändert sei. Für das mittlere und südliche Deutschland kann man diese Frage ohne Bedenken bejahen; es war gewiß beträchtlich rauher und kälter, da noch fast dieser ganze Strich einen einzigen großen zusammenhängenden Wald bildete, von dem wir im Schwarzwalde, dem Spesshart, dem Harzwalde, und dem thüringischen bis nach den böhmischen Wäldern hin, noch die einzelnen Ueberbleibsel sehen. Daß die niedern nördlichen, der See näher liegenden Gegenden von Deutschland, ehedem kälter gewesen seien, als jetzt, ist aber kein Grund vorhanden anzunehmen. Vielmehr von jener besondern Ursache größerer Waldungen, und einer noch größern Zahl und Masse von Seen und wasserreichen Tiefen abgesehen, entscheidet die wahrscheinlichste Meinung der Naturforscher mehr für eine obwohl langsam zunehmende Erkältung der Erde. Das Eismeer hat in noch bekannten Zeiten gegen uns her zugenommen; in nordischen Gegenden und auf Bergeshöhen, wo man noch Spuren eines vor nicht gar langen Zeiträumen blühenden Pflanzenwachsthums findet, will derselbe jetzt nicht mehr gedeihen. Kälter als gegenwärtig ist demnach das nördliche Deutschland, und das dänische und schwedische Küstenland gewiß nicht gewesen, vielleicht sogar wärmer.

Dieses tiefe und starke Naturgefühl nun, welches die alten Deutschen auf ihren Bergen und in ihren Wäldern mit der vaterländischen Luft selbst einathmeten, ist der eigentliche Grundzug des deutschen Charakters, der immer geblieben ist, und die deutschen Völker durch alle Zeiten und alle Länder begleitet hat. Wo sie auch in der Folge der Zeit ihre Wohnplätze aufschlugen, in den südlichen Gefilden Spaniens und Italiens, oder im nördlichen England, überall wohnten und bauten sie auf gleiche Weise, wählten sie ihre Sitze nicht sowohl nach der Bequemlichkeit und dem Nutzen, als nach jenem zum nothwendigen Bedürfniß gewordenen Gefühl der freien Natur, und ihrer

bezaubernden Schönheit. Auf den Höhen, am schroffen Abhange der Felsen, nächst dem reißenden Bergstrome, im einsamen waldigen Thale, schlugen sie ihre Wohnung am liebsten auf. Dieses Naturgefühl spricht uns aus der ganzen Lebensweise, aus dem Gottesdienst und dem Glauben, ja selbst aus der Verfassung der alten Deutschen, an. In allen Hervorbringungen der folgenden gebildetern Zeit wird es seinen herrschenden Einfluß zeigen, und giebt ihm das eigenthümliche deutsche Gepräge. Noch lebt es in unsrer Sprache und Dichtkunst, und sollte jemahls bei den Deutschen dieses Naturgefühl ganz erlöschen, so würde es nur ein Beweis sein, daß der deutsche Charakter sich völlig verändert habe, oder daß er aufgehört habe zu sein.

So viel von dem Boden des Landes. Für unsern Zweck ist die Verfassung der alten Germanen das Wichtigste. Ehe ich sie darzustellen versuche, ist es nothwendig eine sehr verbreitete unrichtige Ansicht zu entfernen. — Man schildert die alten Deutschen nur allzu gewöhnlich als völlige Wilde; einige vielgelesene Schriftsteller vergleichen sie besonders gern mit den amerikanischen; mit jenen Wilden, die bei der ersten Entdeckung des neuen Welttheils nicht einmahl den Gebrauch des Eisens kannten, von denen mehrere Stämme Menschenfresser waren, oder es noch sind, mehrere andere in jeder Rücksicht auf der niedrigsten Stufe der menschlichen Natur, an der äußersten Gränze der Thierheit stehen. Solche falsche Vergleichungen und übertriebene Schilderungen entstehen, wenn die Geschichtschreiber von vorgefaßten Meinungen ausgehen, besonders aber aus dem Mangel bestimmter Begriffe. An bestimmten Begriffen über Wildheit und Bildung hat es in diesem Falle ganz besonders gefehlt. Das, worauf es hier wesentlich ankommt, ist Folgendes: Drei große Werkzeuge und Erfindungen sind es vorzüglich, welche ein Volk, das noch in einfachern Verhältnissen lebt, bildungsfähig machen, und auf eine höhere Stufe erheben: das Eisen, als das unentbehrlichste Mittel zum Anbau des Bodens, und als der erste Anfang aller Kunst; das Geld, als ein unsichtbares Band zwischen allen noch so entfernten gebildeten Nationen; und die Buch-

stabenschrift, welche die gegenwärtige Menschheit mit der Vergangenheit und der Zukunft in Verbindung setzt. Wie diese drei großen Entdeckungen, die sehr genau mit einander zusammenhängen, die künstliche Behandlung des Eisens, die Anerkennung und Uebereinkunft über den Werth und die allgemeine Geltung der edlen Metalle und die Einführung der Buchstabenschrift unter den Menschen entstanden und an die Menschen gekommen sind, das ist eine sehr tief führende Untersuchung. Genug, daß wir diese drei großen Werkzeuge und Hebel des menschlichen Lebens bei allen Völkern asiatischer Abstammung etwas früher oder später, etwas vollkommener oder unvollkommener, dennoch allgemein verbreitet finden; dagegen die amerikanischen Wilden, als die neue Welt entdeckt ward, derselben gänzlich ermangelten. Daß mit diesen ersten großen Werkzeugen der Anfang und erste Keim zu allen fernern Fortschritten der Bildung gegeben sei, die nun, wenn auch langsam, fast von selbst und nothwendig nachfolgen müssen, das ist einleuchtend. Ob ein Volk, welches Eisen, Geld und Schrift kennt und besitzt, wenn es dabei noch in sehr einfachen und naturgemäßen Sitten und Einrichtungen lebt, wie die alten Germanen, mit dem Nahmen von Wilden belegt werden könne, darüber zu streiten, lohnt der Mühe nicht, weil Benennungen am Ende willkührlich sind. Aber gewiß ist, daß die Völker, welche Eisen, Geld und Schrift haben, von denen, welche diese Dinge nicht kennen, durch eine unermeßliche Kluft geschieden sind, daß sie, man könnte fast sagen, zwei ganz verschiedene Menschengattungen ausmachen; so unendlich groß und in alles eingreifend ist der Einfluß dieser drei ersten aller Erfindungen. Ganz unpassend ist daher besonders der Vergleich der alten Deutschen mit den amerikanischen Wilden. So wie die übrigen nordischen Völker, so kannten auch die Germanen jene Anfänge des höheren, gebildeten und gesellschaftlichen Lebens. Die Germanen hatten Lanze, Schwert und den Pflug; noch waren die Reichthümer der vaterländischen Berge unbenutzt, das Eisen war daher selten und kostbar. Nicht jeder Krieger hatte Panzer und Helm, der Schild war meist nur von Holz geflochten; Kupfer und Stein ersetzten bei einigen Waffen, wie Streitäxten

und dergleichen, das Eisen. Es erwähnen die Römer in Beschreibung der deutschen Schlachtordnung, daß wohl die erste Reihe mit ordentlichen Lanzen hinreichend versehen, die hintern Reihen aber nur mit hölzernen, im Feuer gehärteten Wurfspießen bewaffnet gewesen seien. Auch waren eiserne Waffen einer von den Gegenständen, welche die Germanen in ihrem Handelsverkehr mit den Römern vorzüglich suchten; nicht als ob sie selbst gar nicht verstanden hätten, Waffen aus Metall zu bereiten, sondern wegen der Seltenheit des Eisens. Auf die mehrere oder mindere Verbreitung kommt es hierbei aber nicht an, sondern auf die Sache selbst. Schon das Schwert und der Pflug allein, führen eine ganz neue Gestalt und Einrichtung des Lebens mit sich, die weitere Verfeinerung und Vervollkommnung in der Eisen-Kunst, wie man die Cultur nennen könnte, ergeben sich mit der Zeit von selbst. Auch war dieß vielleicht nicht bei allen nordischen und deutschen Stämmen gleich. In der Geschichte der Cimbern und Teutonen erwähnen die Römer einer Schar von fünfzehntausend mit Panzer, Helm und Schild vollständig gerüsteten und gewappneten Reitern. Es mag sein, daß die Römer aus Ruhmsucht die Zahl vergrößert haben, aber schwerlich läßt sich ein Grund erdenken, warum sie jenem Heere eine solche Bewaffnungsart gegen die Wahrheit sollten angedichtet haben. Da diese Völker aus dem inneren nördlichen Deutschland, näher von der Küste des baltischen Meeres, herkamen, so läßt es sich denken, daß hier, im Verkehr mit dem eisenreichen Schweden, dieses Metall vielleicht nicht so selten war, als an der westlichen Rheingränze Germaniens, welche die Römer bei ihren Schilderungen fast immer ausschließend im Auge haben.

Aus einer mißverstandenen Stelle des Tacitus hat man den Germanen die Kenntniß der Schrift absprechen wollen; allein es ist unwiderleglich ausgemacht, daß die skandinavischen Völker in der Runenschrift ein eigenthümliches Alphabet besaßen; und eben so gewiß, daß auch mehrere andre deutsche Nationen sich ursprünglich desselben Alphabets bedient haben. Daraus läßt sich auf die übrigen schließen; daß nicht so viel geschrieben ward, als bei den Römern, oder in den neuern Zeiten, bedarf keiner Erinnerung,

und wenn bei ein oder dem andern ganz kriegerisch eingerichteten Gränzvolke, wenige oder gar keine Spur dieser Kunst wahrzunehmen gewesen wäre, so würde auch dieß für das Ganze nichts beweisen. Eben so kann man gern zugeben, daß nicht bloß bei den Germanen, sondern bei allen nordischen Völkern das Geld selten war, daß die meisten nicht selbst münzten, sondern sich mit fremden Münzen begnügten. Wollte man aber annehmen, daß sie überhaupt mit dem Werthe des Geldes unbekannt gewesen seien, so würde die ganze Geschichte des alten Handels dagegen sprechen, der auch schon in sehr frühen Zeiten von dem schwarzen Meere aus und längs der großen Flüsse, die in dasselbe ausströmen, sich bis tief in den innersten Norden erstreckte. Wenn die Germanen, insonderheit in ihrem Handel mit den römischen Kaufleuten, oft lieber in Waaren austauschten, als Geld nahmen, so hatte es denselben Grund, als weßhalb sie die alten Münzen vorzogen, indem sie bei den neuern, oft geringhaltigern oder doch ihnen weniger bekannten, betrogen zu werden fürchteten. Man darf es überhaupt nicht vergessen, daß die alten Schriftsteller in ihrer Schilderung der Germanen nur allzugern die Einfalt dieses Naturlebens, den ausgearteten Sitten des verderbten Roms, entgegensetzten. Wenn sie also von der Abneigung der alten Deutschen vor eingeschlossenen Wohnorten und Städten reden, so darf man dieses nur von der größern Seltenheit, aber nicht buchstäblich verstehen, als ob es durchaus keine Städte gegeben hätte. Meistens war freilich jeder Meierhof einzeln gelegen; selbst die Vereinigung in Dörfer fand also nicht auf die neuere Weise Statt. Indessen erwähnen die Römer selbst deutscher Burgen, die fest genug waren, eine Belagerung zu erheischen; wie diejenige, in welcher Herrmann seinen mit ihm verfeindeten Schwiegervater Segest belagerte. Sie führen manche Orte an, wo man aus der ganzen Weise der Anführung deutlich sieht, daß es Städte waren; einer der alten Geographen nennt sogar eine große Anzahl von Städten in Deutschland. Es ist nicht immer möglich, die Lage dieser Städte noch genau bestimmen, oder die Glaubwürdigkeit aller solcher Angaben im Einzelnen bestätigen zu wollen; indessen bleibt die Sache im Ganzen

um desto merkwürdiger, da diese Angaben, wie man weiß, aus den Berichten der Kaufleute geschöpft waren, die nach dem innern Norden Handel trieben. Es ist eine Bestätigung für das, was noch viele andre Beweise wahrscheinlich machen, daß nähmlich das innere, den Römern unbekannte Deutschland ungleich gebildeter sein mochte, als die ganz kriegerisch eingerichteten Gränzvölker, welche die Römer fast allein kannten, und nach denen sie ihre Schilderung des Ganzen entwarfen.

Bei der Gegeneinanderstellung der deutschen Einfalt und der römischen Verderbtheit, in welcher die alten Schriftsteller sich oft so sehr gefallen, müssen wir also nicht jedes Wort ganz buchstäblich nehmen, müssen etwas auf den rednerischen Gegensatz und Ausdruck rechnen. Neueren hingegen geschieht es nicht selten, daß sie, von der Vorstellung der einmahl vorausgesetzten Wildheit angefüllt, manches auf eine Weise darstellen, welche den bestimmtesten Nachrichten der Alten ausdrücklich widerspricht. So pflegen Mahler und Zeichner, wenn sie Gegenstände aus der ältesten deutschen Geschichte wählen, uns halbnackte, wilde Gestalten, in rohe Thierfelle eingehüllt zu zeigen. Dieses stimmt nicht mit der Beschreibung der Alten überein. Die Bekleidung der alten Germanen bestand aus Pelzwerk und Leinwand; Tuch lernten sie erst später kennen und bereiten; baumwollne Zeuge waren damahls auch bei den südlichen Völkern noch nicht allgemein verbreitet, Seide noch weniger bekannt. Die Zubereitung der Leinwand war im alten Deutschland schon so verbreitet und vervollkommnet, daß dieselbe einen Hauptgegenstand des Handels ausmachte. Das weiße Gewand der Frauen, welches den Hals und größtentheils die Arme frei ließ, war mit einem Purpurstreifen besetzt. Die Tracht der Männer war außer einem dichtanschließenden, den ganzen Körper bedeckenden Unterkleide, nicht ein rohes Thierfell, sondern ein Pelzkleid, wie aus dem Umstande erhellt, daß der Geschichtschreiber hinzufügt: bei den Reichen sei dieses Kleid mit schmalen Streifen von kostbaren Fellen seltner Thiere des äußersten Nordens besetzt gewesen. Es sollten also Mahler und Zeichner die Einfalt dieser freilich einfachen Bekleidung, doch nicht zu einer

Caricatur von widerlicher Rohheit entstellen, uns die deutschen Fürsten und Helden, wenn sie sie ja darstellen wollen, nicht so darstellen, wie man etwa die Kamtschadalen in Reisebeschreibungen abgebildet findet.

Jener barbarische Gebrauch, der fast bei allen wahrhaft wilden Völkern Sitte ist, da sie allerlei seltsame und abschreckende Figuren in das Gesicht oder auf den Körper einschneiden oder einbrennen, und in dieser Entstellung eine Schönheit, Ehre und Zierde suchen, war den Germanen immer ganz unbekannt. Ihr einfacher Schmuck, vornehmlich der Frauen, bestand in dem Haar, dem man die blonde Farbe, wenn sie nicht schon von Natur vorhanden war, durch künstliche Mittel zu geben wußte. Dem Mann waren seine Waffen das Liebste; die Schilde waren mit mancherlei Sinnbildern bemahlt, so wie auch die Wohnhäuser mit lebhaften Farben angestrichen waren. Auch der Helm, wer einen haben konnte, war mit Zierathen versehen, so wie das Horn vom erlegten Wilde mit Silber beschlagen und zum Trinkgeschirr zugerichtet, als Andenken der Jagd, höher geachtet ward, als wäre es ganz von Silber gewesen.

Die alten Geschichtschreiber hielten es der Mühe nicht unwerth, solche kleine Züge von einem merkwürdigen Volke aufzubewahren; ich habe versucht, sie zu einem Gemählde zusammen zu stellen.